

**Zeitschrift:** Frauezeitig : FRAZ  
**Herausgeber:** Frauenbefreiungsbewegung Zürich  
**Band:** - (1982-1983)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Simona erzählt : Mexiko  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1054813>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Simona erzählt

## Mexiko

«Mir wurde gesagt, dass ich am 30. September 1947 in dem Dorf San Juan Tepo-naxtis, Bezirk Cuicatlan, im Staat von Oaxaca, geboren wurde. Meine Mutter habe ich nicht gekannt. Sie starb, als ich zwei Monate alt war. Ich weiss nicht, woran sie gestorben ist. Ich kannte meinen Vater, aber ich bin nicht bei ihm aufgewachsen, sondern bei «Grossmütterchen». Sie war keine Verwandte. Ihre Tochter war meine Taufpatin. Man erzählte mir, dass ich zwei ältere Schwestern hatte. Da mein Vater sich nicht um sie kümmern konnte, gab er sie zu anderen Leuten, die aber nicht gut für sie sorgten, und so starben sie bald. Ich erinnere mich an einen Bruder, der bei meinem Vater lebte, aber auch früh starb, und ich blieb allein übrig. Mein Vater hat sich nicht um mich gekümmert, da ich ja nicht bei ihm wohnte. Er arbeitete als Tagelöhner im Dorf und heiratete eine andere Frau. Aber die ging nach Mexiko-City, und er blieb allein, bis er 1963 starb. «Grossmütterchen» hatte mich sehr gern. Sie trug mich auf dem Rücken und kaufte mir mein «atelite» (Getränk aus Maismehl und Wasser oder Milch). Ihre Familie behandelte mich gut. Sie bauten Mais und Bohnen an. Zur Bearbeitung des Bodens mieteten sie ein Gespann und bezahlten einen Jungen, der es führte, oder sie liesen das Land von anderen Leuten bebauen, und die Ernte wurde halbiert. In meinem Dorf sind die Hütten aus «adobe» (ungebrannte Ziegelsteine, aus Lehm geformt und an der Sonne getrocknet) und die Dächer aus Holzschindeln (sie werden aus dem Holz der Kiefern hergestellt, die dort in den Bergen wachsen). Der Fussboden ist aus festgestampfter Erde. Fenster gibt es nicht. Als ich alt genug war, um zu helfen, stand ich morgens früh auf, kehrte die Hütte aus, holte Wasser aus einer 50 Meter entfernten

Quelle und säuberte die Maismühle. Man brachte mir bei, das Mais für die Fladen zu mahlen und die Fladen für das Frühstück zuzubereiten. Dann ging ich vier Jahre lang zur Schule und lernte rechnen, lesen und schreiben. Nach der Schule sammelten «Grossmütterchen» und ich Feuerholz. Später nahm sie mich mit zur Ernte der Kaffeebohnen und zum Bohnenpflücken. Manchmal blieben wir eine ganze Woche von zu Hause weg. Mit 15 Jahren heiratete ich. Er war 20. Zuerst wollte er mich einfach holen. Aber ich weigerte mich, ohne Einverständnis der Eltern, zu ihm zu gehen. So einigte sich sein Vater mit «Grossmütterchen», und wir zogen für einige Monate zum Schwiegervater, der uns eine Hütte, Land und Tiere gab. Mein Mann betrank sich regelmässig. Sie ernannten ihn zum Dorfsekretär. Für diese Arbeit wurde er bezahlt, und so liess er sein Land von anderen bearbeiten. Die Hälfte der eingebrachten Ernte war für uns. Vier oder fünf Jahre lang war er Dorfsekretär, und in dieser Zeit begann er noch mehr zu trinken, bis er alles, was er hatte, verkaufen musste. Meine Kinder bekam ich zu Hause. «Grossmütterchen» half mir. Dort in unserem Dorf und in der Umgebung gibt es keinen Arzt. Mein erstes Kind, ein Sohn, nannten wir Brigide. Mein zweiter Sohn starb im Alter von 4 Jahren an Durchfall und Erbrechen. Als er krank wurde, weilte mein Mann zur Arbeit in den Bergen, und ich hatte zwei Wochen davor das dritte Kind geboren. Zwei Monate später starb auch das Baby – an Keuchhusten. Mein Mann kam nur zur Beerdigung des grössten Jungen. Als wir geheiratet hatten, hatte er mir gesagt, dass er mich gern habe. Aber das waren nur Worte. Er unterhielt Beziehungen zu anderen Frauen im Dorf und hatte

Kinder mit ihnen. Unsere Kinder mochte er, als sie klein waren. Später bekam ich noch einen Jungen, Crisoforo; dann wurden zwei Mädchen geboren, dann Claudio. Erst vor sieben Jahren heirateten wir standesamtlich – nur wegen der Kinder, wie mir mein Mann erklärte.

Später arbeitete er acht Monate lang am Bau der Strasse nach Cuicatlan. Dort lernte er ein siebzehnjähriges Mädchen kennen und brachte sie in unsere Hütte. Von dem Geld, das er verdient hatte, brachte er nur 65 Pesos mit. Die ganze Zeit hatte er mir kein Geld geschickt... In diesem Jahr begann mein Mann zum ersten Mal, sein Land zu bebauen, und wir ernteten 60 Säcke Maiskolben. Der andere kaufte er Kleider und Sandalen. Nach fünf Monaten fing der Streit an. Sie nahm von meinem Mais und den Bohnen, aber machte mich schlecht bei meinem Mann, erzählte, ich hätte der Grossmutter Bohnen und Mais gegeben. Dabei hatte ich mich nie getraut, ihr zu essen zu geben. Das Geld, das er verdiente, gab er der anderen Frau, und ich musste sie darum bitten, wenn ich etwas brauchte. Nun hasste er «Grossmütterchen» und mich und bedrohte uns. Gewalttätig wie er war, fürchtete ich mich vor ihm. Er schlug mich, schrie mich an, behauptete sogar, ich gäbe mich mit anderen Männern ab. Die andere Frau und ich wurden fast gleichzeitig schwanger. Aber er erkannte nicht an, der Vater meines Kindes zu sein; er sagte, es sei sein Bruder gewesen.

Ich war im dritten Monat schwanger, als ich mich entschloss, das Dorf zu verlassen. Gerne hätte ich meine Mädchen mitgenommen. Aber sie hätten den langen Weg durch das Gebirge nicht ausgehalten. Mein Mann war einverstanden, sie bei sich zu behalten, wie auch die beiden grossen Jungen. Für einen Truthahn und ein paar Bretter bekam ich 25 Pesos. Claudio, meinen dreijährigen Sohn, nahm ich mit. Ich musste ihn zeitweise tragen. Sonst hatte ich nur meine Kleidung und Claudios Sachen.

Zu Fuss braucht man zwei Tage bis nach Cuicatlan. Aber ich bin fünf Stunden bergauf zu einem Dorf namens Santa Maria gewandert, weil ich wusste, dass von dort ein Lastwagen nach Cuicatlan fährt, der Nüsse und Pflirsiche transportiert und auch Leute mitnimmt. Andere aus meiner Gegend waren auch auf dem Weg. Wir kamen um ein Uhr nachmittags in Santa Maria an. Da war der Lastwagen schon weg. Wir mussten bis zum nächsten Tag warten und die Nacht hier verbringen. Ich fand eine Herberge, auch für meine Landsleute, weil ich den Dialekt sprach. Für die Fahrt im Lastwagen musste ich 25 Pesos zahlen. Das war mein ganzes Geld. Wir waren mehrere Personen oben auf dem Lastwa-



gen. Die Strasse war nicht asphaltiert. Es gibt viele Kurven und gefährliches Gefälle. Um fünf Uhr nachmittags kamen wir nach Cuicatlan.

Dort wohnt ein Onkel von mir, und wir blieben zwei Wochen bei ihm. Nach einer Woche wurde Claudio krank. Er bekam Grippe und Durchfall. Sein Gesicht und die Beine schwellen an. Solche Schwellungen kommen vom Schrecken. Das Kind wurde krank, weil ich es immer auf dem Arm hatte, wenn mein Mann und ich uns stritten. Unterwegs hatte Claudio fast ständig geweint. Er hatte nicht von zu Hause weggehen wollen. Niemals war er aus unserem Dorf herausgekommen.

Als Claudio wieder gesund war, ging ich zu einer Frau arbeiten, die Essen verkaufte. Dort blieb ich einen Monat, wusch die Wäsche und das Geschirr. Dann zog ich zu einer Lehrerin. Ihr Mann ist aus meinem Dorf. Ihr half ich bei der Hausarbeit, bis ich mein Kind zur Welt bringen sollte. Eine Krankenschwester aus unserem Dorf hatte mir empfohlen, in die Gebärklinik des Roten Kreuzes in Oaxaca zu gehen. Ich war vorher nie in einem Krankenhaus gewesen... Das Baby wurde am 29. Januar 1978 geboren. Es war ein Mädchen, und ich nannte es Francisca. In der Klinik musste ich nur 150 Pesos bezahlen, weil ich eine Empfehlung hatte und erzählte, wo ich herkam. Ich blieb drei Tage in der Klinik. Claudio hatte ich bei einer Familie in Oaxaca gelassen.

Wenige Tage nach der Geburt erhielt ich von der Lehrerin aus Cuicatlan die Nachricht, dass meine beiden Söhne dort angekommen seien. Sie waren ihrem Vater ausgerissen. Ich sandte ihnen das Fahrgeld für den Autobus, und die Lehrerin brachte sie nach Oaxaca. Nun musste ich wieder Geld für unser Essen verdienen. Ich bin zu anderen Leuten waschen und bügeln gegangen und habe das Baby und Claudio mitgenommen. Aber nun waren wir zu fünft. Ich musste für Brigido und Crisoforo Arbeit finden. Zur Lehrerin nach Cuicatlan konnte ich mit all den Kindern nicht wie geplant zurückkehren.»

*Hier endet Simonas Bericht. Ihre Ge-*

*schichte erzählt Linda de Escalona weiter, eine Deutsche, die in Oaxaca lebt und Frauen wie Simona helfen will:*

Oktober 1978

Die beiden Jungen machten Gelegenheitsarbeiten: säuberten Gelände, verkauften Eis am Stiel, wuschen Autos; Brigido arbeitete eine Zeitlang als Anlehrling bei einem Installateur, bis der plötzlich seine Werkstatt zumachte. Da der Junge schwerhörig ist, ist es für ihn besonders schwierig, Arbeit zu bekommen. Crisoforo, der Zwölfjährige, hat es leichter. Er bekam eine Schlafstelle in einer Küche auf dem Markt, wo er den Fussboden schrubben und das Geschirr spülen musste. Dort wurde er jedoch nie satt. Schliesslich kam er als Bursche in einem Hotel unter, wo er 100 Pesos in der Woche verdient, zuzüglich Trinkgelder und zwei Mahlzeiten am Tag. Die Hotelbesitzerin hat offenbar ein gutes Herz, denn sie versorgte den Jungen zunächst mit Schuhen und Kleidung und gab ihm für seine Brüder und Mutter gebrauchte Sachen mit. Das ist hier keine Selbstverständlichkeit, weil man aus allem Geld zu machen versucht.

Da auf die Dauer 9 Personen nicht in dem kleinen Zimmer hausen durften – die Dienstherrschaft liess das nicht zu –, musste sich Simona ein Quartier mieten. Sie fand zwei dunkle winzige Löcher, die eine Nachbarin für 250 Pesos monatlich vermietete. Doch als Wäscherin bekam sie für einen 8-Stunden-Arbeitstag nur 40 Pesos. Dabei kostet ein halbes Pfund Fleisch zur Zeit 35 Pesos. Simona konnte sich keines kaufen. In ihrem Dorf hatte es allerdings auch höchstens alle zwei Monate mal Fleisch gegeben. Dort ass man Bohnen, Maisfladen, junge Kaktustriebe mit Tomatensauce und Pfefferschoten. Im Dorfladen gab es auch Eier, Reis, Nudeln und Milch in Büchsen, aber keine frische Milch. Deshalb stillen die Mütter ihre Kinder möglichst lange, bis zu zwei Jahren, wenn nicht zwischendurch das nächste Baby kommt. Grössere Kinder trinken täglich ihren Kaffee wie die Erwachsenen, da in dieser Gegend Kaffee angebaut wird.



Simona ging in der Nachbarschaft weiterhin waschen und bügeln – dort, wo man sie mit ihren beiden Kleinen akzeptierte. Sie musste ja alle paar Stunden die kleine Francisca stillen. Sie half auch bei uns, aber ich gab ihr in dieser Zeit nur Flickarbeiten, damit sie sich setzen und ausruhen konnte. Das Waschen strengte sie natürlich nach der Entbindung besonders an. Sie war auch schlecht ernährt, wie ihre Jungen auch. Sie waren oft Gäste an unserem Tisch, und wir halfen ihr aus, wenn ihr ein Betrag an der Miete fehlte. Aber sie wollte sich nichts schenken lassen. Für sie war es normal, dass man es als Mutter schwer hatte. Fremd war ihr die Tatsache, dass man für das Wohnen bezahlen muss. In ihrer Heimat ist jeder bereit, einem anderen Platz einzuräumen, vor allem, wenn er sich in einer Notlage befindet.

Sie hatte aber auch hier in Oaxaca etwas Glück: Eine der Familien, wo sie waschen ging, richtete ihr auf einem zwar sehr abgelegenen Grundstück eine Hütte aus einer Art Rohrgeflecht her. Dort braucht sie keine Miete zu zahlen und kann etwas für sich anbauen, muss aber nun täglich bei dieser Familie in der Stadtwohnung die Hausarbeit erledigen, wieder für 40 Pesos pro Tag, der Hälfte des gesetzlichen Mindestlohnes. Bei der grossen Arbeitslosigkeit ist es üblich, weniger als den Mindestlohn zu bezahlen. Auch um die Beiträge zur Sozialversicherung drückt man sich.

Trotzdem geht es Simona wirtschaftlich jetzt wesentlich besser als in ihrem Dorf. Aber Möbel und Hausrat fehlen noch zum grossen Teil. Alle schlafen auf dem Fussboden auf Matten, die aus Palmblättern geflochten sind. Ein winziger Holztisch und ein kleiner Stuhl sind das ganze Mobiliar. Erst vor kurzem konnte ein zweiflammiger Petroleumkocher gekauft werden. Bisher





